

*Im Knaur Taschenbuch Verlag sind bereits  
folgende Bücher der Autorin erschienen:*

Wüstenblume

Schwarze Frau, weißes Land

*Über die Autorin:*

Waris Dirie, geboren 1965, floh im Alter von 14 Jahren aus ihrer Heimat Somalia, um ihrer Zwangsverheiratung zu entgehen. In London schlug sie sich mit Gelegenheitsjobs durch und wurde schließlich als Model entdeckt. Mit der von ihr gegründeten Desert Flower Foundation kämpft sie heute weltweit gegen weibliche Genitalverstümmelung und setzt sich für die Rechte afrikanischer Frauen ein. Ihre Geschichte verarbeitete sie in dem Buch »Wüstenblume«, das ein internationaler Bestseller wurde.

Waris Dirie

# Nomadentochter

Ins Deutsche übertragen von  
Theda Krohm-Linke

KNAUR 

Die amerikanische Originalausgabe erschien 2002  
unter dem Titel »Desert Dawn« bei Warner Books, New York.

Besuchen Sie uns im Internet:  
[www.knaur.de](http://www.knaur.de)



Deutsche unveränderte Neuausgabe September 2013  
Knaur Taschenbuch  
Copyright © 2002 by Waris Dirie  
Copyright © 2002 der deutschsprachigen Originalausgabe  
bei Blanvalet Verlag, München  
Die Rechte an der Nutzung der deutschen Übersetzung von  
Theda Krohm-Linke liegen beim Blanvalet Verlag, München,  
in der Verlagsgruppe Random House GmbH  
Copyright © 2013 der unveränderten deutschsprachigen Neuausgabe  
bei Knaur Taschenbuch.

Ein Unternehmen der Droemerschens Verlagsanstalt  
Th. Knaur Nachf. GmbH & Co. KG, München.  
Alle Rechte vorbehalten. Das Werk darf – auch teilweise –  
nur mit Genehmigung des Verlags wiedergegeben werden.  
Umschlaggestaltung: ZERO Werbeagentur, München  
Umschlagabbildung: © Joe Grant Photography  
Satz: Wilhelm Vornehm, München  
Druck und Bindung: CPI books GmbH, Leck  
ISBN 978-3-426-78593-5

2 4 5 3 1

*Ein Mann kam zum Boten Gottes und sagte: »O Bote Gottes, wer hat meine Freundschaft am meisten verdient?«  
Der Prophet sagte: »Deine Mutter.« Der Mann fragte:  
»Und wer danach?« Der Prophet sagte: »Deine Mutter.« –  
»Wer danach?«, fragte der Mann wieder. Der Prophet sagte:  
»Deine Mutter.« – »Und wer dann?«, fragte der Mann.  
»Dann dein Vater.«*

*Somalische Überlieferung des Propheten Mohammed*



## Vorwort

Bitte schnallen Sie sich an, stellen Sie Ihre Lehne hoch, wir erwarten Turbulenzen«, hörte ich die Stimme des holländischen Piloten der KLM-Maschine auf dem Weg von Amsterdam nach Cardiff in Wales. Neben mir saß Aleeke, mein geliebter Sohn, der wie gebannt auf die Fensterscheibe blickte, auf welche Regentropfen prallten und sich wie kleine durchsichtige Äderchen verteilten.

Instinktiv legte ich meinen Arm schützend um mein Kind und zog es an mich. »Hab keine Angst, Aleeke, das ist nur ein kleines Gewitter, und bald sind wir da, in unserem neuen Zuhause.« Er presste seinen kleinen Kopf ganz fest an meine Brust, und ich konnte seinen Atem spüren.

Unser neues Zuhause und der Beginn eines weiteren Kapitels in meinem aufregenden Nomadenleben. Wie oft habe ich diese Worte in den letzten Jahren zu mir gesagt.

Ich spürte ein starkes Gefühl in mir hochkommen. Es war keine Trauer oder Angst, eher Aufregung vor dem neuen, unbekanntem Ort, der bald unsere Heimat werden sollte. Aber vielleicht war ich auch einfach nur müde, ich hatte die letzten Nächte kaum geschlafen. Zu viele Gedanken schwirrten in meinem Kopf herum.

Ich erinnerte mich an die Geburt Aleekes in den USA. An Brooklyn, New York, an den Ort, den wir die letzten Jahre unsere Heimat genannt hatten. An meine Familie in Somalia, die ich endlich wiedersehen konnte, die übergroße Sehnsucht an ein gemeinsames Leben mit meinen Verwandten und an die letzten Wochen in Amsterdam, im Haus meines Bruders Mohammed.

Doch jetzt wollte ich weg. Nur mit meinem Sohn. Ein neues Leben mit ihm aufbauen. Einfach nur wir beide. An einem Platz, an dem wir unsere Ruhe haben würden und in Frieden miteinander leben könnten. Keine exklusiven Modeljobs, Castings, Fotoshootings und Fashionweeks. Ich hatte genug von dieser oberflächlichen und glamourösen Modewelt. Und ich brauchte auch dringend Ruhe und Abstand von meinem Kampf gegen weibliche Genitalverstümmelung (Female Genital Mutilation, kurz: FGM), den unzähligen Interviews, Fernsehauftritten und Präsentationen, in welchen ich meine intimsten Gefühle offenbaren musste.

Oft fühle ich mich mit meiner selbstgestellten Aufgabe überfordert, gegen FGM – das schlimmste Verbrechen, das man einer Frau antun kann – zu kämpfen. Am liebsten würde ich manchmal einfach vor mir selbst und meinem Leben weglaufen. Ich musste einfach nur weg. Ich brauchte Ruhe. Weg von meinem Leben, meiner Berühmtheit und von den vielen Menschen, die mich täglich auf mein Schicksal ansprechen.

Jetzt saß ich mit meinem kleinen Sohn in diesem Flugzeug auf dem Weg in ein neues Leben.

Cardiff, Wales – über diesen Ort wusste ich nicht viel. Meine beste Freundin in New York hatte mir diese Stadt empfohlen. Sie erzählte mir von der saftigen grünen Landschaft, in der sich viele Künstler, Literaten und Musiker angesiedelt hatten. Dies schien der richtige Ort zu sein, um meine Batterien aufzuladen. Und ich wusste von meinem Bruder Mohammed, dass in Cardiff mehr als 20 000 Somalis lebten, und ich hoffte damit ein Stück Heimat in Europa zu finden.

Meine gesamte Energie war in den letzten Monaten in mein neues Buch *Nomadentochter* geflossen, das in vielen Ländern vor kurzem auf den Markt gekommen war. Die Arbeit an diesem Buch hatte mich sehr viel Kraft gekostet. Die Gefühle, die Erinnerungen und die Bilder, die vor meinem geistigen Auge vorbeiz-

zogen. Von meinem Geburtsort, meiner Familie, der Zwangsheirat und der Flucht. Ob ich das jemals vergessen kann?

Aber eines stand fest. Ich brauchte neue Energie. Viele Interviews, Fernsehauftritte und Präsentationen würden auf mich zukommen, in jenen müsste ich erneut über meine seelischen und körperlichen Verletzungen reden.

Oft wache ich in der Nacht schweißgebadet von Albträumen auf, durch die schrecklichen Schreie der gequälten Mädchen, deren Genitalien aus purer Angst vor weiblicher Sexualität und Emanzipation verstümmelt und zerstört worden waren. Wann immer mich das Gefühl überkam, keine Kraft mehr zu haben, gaben mir die vielen unschuldigen Mädchen Antrieb weiterzumachen.

Die unsanfte Landung in Cardiff riss mich aus meinen Gedanken. Ich blickte aus dem Fenster und sah nur Nebel und Regen. Keine Landschaft, keine Häuser, nicht einmal das Flughafengebäude war zu erkennen. »Mama, sind wir da?«, fragte Aleeke. »Ja!«, antwortete ich und blickte in diese Nebelsuppe und eine ungewisse Zukunft. »Zieh deine Jacke an, mein Kind. Es ist sehr kalt draußen, und vergiss bitte nicht, deinen Teddybären einzupacken«, sagte ich mit sanfter Stimme zu meinem kleinen Engel.

Am Flughafen holte uns Thomas, ein walisischer Freund einer Bekannten, ab. Er nahm unsere Koffer und packte sie sorgfältig in den Kofferraum. Thomas hatte für uns ein Haus am Stadtrand gefunden und fuhr uns in unser neues Heim.

Es war bereits dunkel, und ich hatte keine Ahnung, wie spät es war. Dichter Nebel hing in der Stadt, und obwohl ich mich bemühte, konnte ich kaum die Gebäude erkennen. Nach ungefähr einstündiger Fahrt bog Thomas in eine kleine Seitenstraße ein. Er drehte sich um, blickte über seine Schulter und sagte zu mir: »Hier ist die Deri Road, Ms. Dirie. Ihr neues Zuhause.« Ich spürte einen Kloß im Hals.



Er parkte das Auto vor einem alten Backsteingebäude mit grünen Fensterrahmen und sagte zu mir und meinem Sohn: »Wir sind angekommen. Ich hoffe, es gefällt euch.«

Aleeke war in meinem Arm eingeschlafen. Ich trug ihn vorsichtig in unser neues Zuhause. Thomas führte uns durch einen schmalen, aus Ziegeln gemauerten Gang. Die erste Tür auf der linken Seite führte zu einem großzügigen Wohnzimmer. Sofort fiel mir das dunkelgrüne, massive Sofa mitten im Zimmer auf, das mit unzähligen Polstern in unterschiedlichen Größen und Formen ausgestattet war. Vorsichtig legte ich Aleeke auf die Lieglandschaft.

Gegenüber vom Sofa entdeckte ich einen Kamin, in dem Thomas zuvor schon Feuer gemacht hatte. Ich liebe das Knistern von brennendem Holz. Sofort verspürte ich Wärme in mir, und ich ließ meine Blicke durch den Raum schweifen. Typisch englisch, dachte ich mir, als ich die Einrichtung begutachtete.

Eigentlich wollte ich mich nur kurz ausruhen, als ich mich zu Aleeke aufs Sofa setzte, doch ich musste eingeschlafen sein. Denn das Nächste, woran ich mich erinnerte, war die Stimme meines Sohnes: »Mama, Mama, ich habe Hunger. Ich will frühstücken.«

Erschrocken setzte ich mich auf, und bevor ich realisierte, wo ich eigentlich war, spürte ich schon Aleekes kleine Hände an mir ziehen. Durch die Fenster schien die Morgensonne ins Wohnzimmer. Ein bisschen verwirrt stand ich auf und suchte die Küche.

Lange musste ich nicht suchen, da Aleeke schon längst das ganze Haus durchforstet hatte, während ich noch schlief. Ich folgte seiner zarten Stimme instinktiv. Als ich in die Küche, die gleich neben dem Wohnzimmer lag, kam, wurde ich von den Sonnenstrahlen, die durch die großen Fenster in den Raum eindrangten, geblendet.

Aleeke begann zu quengeln und an meiner Kleidung zu zerren. »Mami, Mami, ich habe Hunger!«, rief er mir vorwurfsvoll zu. Ich

begann die Küchenschranke nach Essen und Geschirr zu durchsuchen. Gott sei Dank hatte Thomas zuvor für uns eingekauft.

Es war ein wunderschöner Morgen. Vom Unwetter des vorangegangenen Tages war kaum etwas zu sehen. Der Garten war noch ein bisschen nass. Gedankenversunken schaute ich aus dem Fenster und beobachtete die Vögel und Schmetterlinge, die sich an den Sonnenstrahlen erfreuten und an den von Tautropfen glänzenden Blättern.

»Mami, Mami, ich will spielen.« Aleeke riss mich aus meinen Tagträumen. Ich ging zu meiner Tasche, um ein Spielzeug für ihn zu suchen, als mir mein Mobiltelefon in die Hände fiel. Der Akku war leer – Mist. Ich suchte eine Steckdose, um mein Handy aufzuladen, setzte mich hin und begann mit Aleeke »Mensch ärgere dich nicht« zu spielen.

Als wir gemütlich auf dem weichen Teppich saßen und ich Aleeke voll Stolz betrachtete, läutete mein Telefon. Am anderen Ende der Leitung war meine Agentur.

»Hey, Waris, gute Neuigkeiten, es wartet viel Arbeit auf uns, jede Menge Interviews, Fotoshootings und Fernsehauftritte.« Ich wollte gerade erwidern, dass dieses Leben ein für alle Mal der Vergangenheit angehöre, doch nach seinen Worten: »Dein neues Buch *Nomadentochter* ist jetzt schon ein Bestseller, du bist Nr.1 in Charts ...« rutschte mir der Hörer aus der Hand.

Wenig später klopfte jemand an meine Haustür. »Waris, Waris! Bist du zu Hause?«, rief eine Frauenstimme. Es war Hawo, eine somalische Bekannte meiner Schwägerin, die vorbeikam, um nach mir und Aleeke zu sehen.

Wir kochten uns Tee und sprachen über unsere Familien. Irgendwann sprachen wir über das unvermeidliche Thema, FGM. Ich fragte Hawo direkt, ob auch sie ihre Töchter »machen« hat lassen. Hawo antwortete mir: »Meine ältere Tochter ist gemacht, aber die kleine lasse ich nicht beschneiden. Ich habe dein Buch

gelesen, und wir müssen gemeinsam gegen dieses Unrecht kämpfen. Waris, fast alle somalischen Mädchen hier in Europa sind beschnitten, und niemand ahnt, dass dies auch hier gemacht wird, weder die Behörden noch die Jugendämter. Niemand hilft einem, wenn man dagegen ankämpft. Du musst auch hier etwas unternehmen, nicht nur in Afrika. Wir zählen auf dich, denn uns hört sowieso keiner zu!«

An diesem Tag habe ich beschlossen, meine eigene Organisation zu gründen. Die Desert Flower Foundation, um weltweit gegen dieses Verbrechen zu kämpfen. Bitte unterstützt meine Foundation im Kampf gegen dieses grausame Verbrechen. Der Kampf geht weiter!

Waris Dirie, Juni 2013

[www.desertflowerfoundation.org](http://www.desertflowerfoundation.org)

# 1

## *Wüstenträume*

In Somalia sind Teufel weiß. Wir nennen sie *djinn*, und sie lauern überall. Einfach überall! Sie kriechen in Menschen und Tiere, verursachen Krankheiten, spielen ihnen Streiche und machen sie verrückt. Wenn du etwas irgendwo hinstellst und es ist auf einmal nicht mehr da, dann weißt du, ein *djinn* steckt dahinter. Meine Mutter hat ihnen immer zugerufen: »He! Teufel! Geh von meinen Sachen weg! Sie gehören dir nicht, du bist hier nicht erwünscht!« Dann hat sie mir gezeigt, dass man sich abwenden muss und am besten etwas anderes tut; wenn der *djinn* weg ist, findet man das Verlorene bald schon wieder. Meine Mutter wusste alles über *djinn*s und wie man sie loswird. Sie kannte viele Zaubersprüche und Rezepte, mit welchen Blättern oder Rinden man den *djinn* vertreiben konnte, wenn man krank war. Sie sammelte Pflanzen, kochte Wurzeln oder gab sie uns roh zu essen. Besondere Blätter und Pilze verwahrte sie in Lederbeuteln. Im Rauch und in den Sternen konnte sie lesen und wusste stets den richtigen Zeitpunkt. Wegen ihrer magischen Kräfte wurde sie hoch geachtet, und die Leute brachten kranke Tiere zu ihr – ich erinnere mich gut daran aus der Zeit, als ich ein kleines Mädchen war.

Ich wurde in der somalischen Wüste geboren, und ich weiß nicht, wie viele Kinder meine Mutter auf die Welt gebracht hat. Denn viele Babys starben gleich nach der Geburt. Wie die meisten Somalis besaßen wir Kamele und Ziegen und lebten von deren Milch. Traditionsgemäß hüteten meine Brüder eher die

Kamele, und wir Mädchen kümmerten uns um die kleineren Tiere.

Eines Tages, als ich seit ungefähr acht *gu*, also Regenzeiten, auf der Welt war, hütete ich, nicht weit vom Lager meiner Familie entfernt, unsere Ziegen. An diesem Morgen war ich über die steilen, sandigen Ufer des *tuug*, des trockenen Flussbetts, zu einem Platz geklettert, den ich am Tag zuvor entdeckt hatte. Dort gab es frisches Gras und ein paar Akazienbäume. Die größeren Ziegen richteten sich auf den Hinterbeinen auf und zogen die Äste herunter, sodass sie an den unteren Blättern knabbern konnten. In der Regenzeit weiden die Ziegen rings um das Lager, ohne dass man viel Scherereien mit ihnen hat; aber während der Dürreperiode muss man Grasflecken finden und auf sie aufpassen, weil dann auch die anderen Tiere hungrig sind. An diesem heißen Nachmittag saß ich im Schatten, sang und spielte mit den Puppen, die ich mir aus Stöckchen gebastelt hatte. Seit eh und je wusste ich, was ich werden wollte. Schon als kleines Kind hatte ich feste Vorstellungen. Auch mein künftiger Mann stand mir klar vor Augen. Ich spielte, dass ich ein Haus besaß. Kleine Steine waren meine Ziegen und größere waren Kamele und Rinder. Mein Haus war groß und rund. Mit nassem Sand ging es am besten, weil ich es dann genauso formen konnte wie unsere Hütte – nur dass meines besser war, weil ich es selbst gestalten konnte. Meine Mutter baute unser Haus aus Matten, die sie aus langen Gräsern flocht, sodass es schnell abgebaut und auf die Kamele verladen werden konnte, wenn wir weiterzogen. Mein Spielhaus war so sicher und schön wie ihres, mit einem Ehemann und Kindern. Wir lebten weit weg von meiner Familie.

Unter der Mittagssonne schien alles zu erstarren. Ich konnte in beide Richtungen des sandigen *tuug* schauen. Am Abend zuvor hatte ich auf dem Weg zurück ins Lager die bösen gelben Augen eines Hyänenrudels gesehen, die mich und die Ziegen beobachte-

ten. Obwohl mein Vater gesagt hatte, sie kämen nicht näher, solange ich da wäre, hatte ich Angst. Sie sind gerissen, und wenn man sie nicht scharf im Auge behält, dann schnappen sie sich eine der Ziegen, während man auf die anderen achtet. Man muss sich groß und furchtlos geben, denn wenn sie Angst spüren, lassen sie einen nicht in Ruhe.

Whitey, die Lieblingsziege meiner Mutter, schaute hoch und witterte, deshalb sah auch ich mich um. Ein Mann kam am Rand des *tuug* entlang und zog an einem geflochtenen Strick ein Kamel hinter sich her. Für gewöhnlich folgen Kamele einem Leittier, das eine hölzerne Glocke trägt. Sie bimmelt hohl, und die anderen gehen einfach einzeln hinterher, in einer Reihe wie Elefanten – wobei sie sich am Schwanz des Vorgängers festhalten. Dieses ulkige Kamel zuckte und drehte sich auf eine merkwürdige Art zu einer Seite. Es wehrte sich nicht, sondern zitterte und hatte Schaum vor dem Maul. Ab und zu blieb es stehen. Das Tier war zweifellos von einem *djinn* besessen, ein Teufel steckte in seinem Leib. Ich sah zu, wie der Mann das arme Ding am Hang entlang hinter sich herzerzte. Plötzlich brach es zusammen. Er schrie und brüllte es an, es solle wieder aufstehen. Wild schlug er mit einem Stock auf seinen Bauch ein, aber das Kamel lag nur heftig zuckend im Sand. Ich glaubte zu erkennen, dass es eine *habl*, ein schwangeres Weibchen war, ein wertvolles Tier. Der Mann setzte sich hin und barg den Kopf in den Händen. Es überraschte mich, einen erwachsenen Mann im Schmutz sitzen zu sehen. Nomaden bleiben immer stehen, und wenn sie sich ausruhen, heben sie einen Fuß an den anderen Schenkel und hängen die Arme über einen Stock über den Schultern. Manchmal hocken wir Frauen uns hin, aber Männer sitzen niemals auf der Erde. Auch geschlagen hatte hier noch keiner ein Kamel. In meiner Familie erachtete man Kamele als wertvoll. Mein Vater und meine Onkel waren streng mit unserer Herde; aber sie schlugen die Tiere nur wegen Eigensinn und

Ungehorsam. Kamele können gemein sein, und ich hatte früh gelernt, mich vor ihren Tritten und Bissen in Acht zu nehmen.

Ich versteckte mich, damit er nicht merkte, dass ich ihn beobachtete. Vielleicht würde er auch mich schlagen. Am liebsten wäre ich nach Hause gerannt und hätte es meiner Mutter erzählt; aber ich wagte es nicht, die Ziegen allein zu lassen. Mein Vater würde außer sich sein vor Wut und mich verprügeln, wenn die Tiere davonliefen oder eine Hyäne sich eins schnappte. Also stand ich still wie eine Babygazelle hinter einem Busch und wagte kaum zu atmen.

Schließlich hörte die *hahl* auf zu zittern. Sie blickte sich einen Moment um und schien erst jetzt zu merken, dass sie auf dem Boden lag. Zuckend zog sie ihre Beine unter den Bauch und erhob sich. Zwar war sie so anmutig wie die meisten Kamele, aber Schaum und Geifer tropften ihr aus dem Maul. Auch der Fremde stand auf – fast so, als hätte er das schon viele Male mitgemacht – und zerrte sie weiter. Sie schleppten sich den *tuug* hinunter und an der anderen Seite wieder hoch, auf unser Lager zu. Bestimmt machte er sich große Sorgen um sein krankes Kamel; denn wenn es starb, würde er das Fohlen auch verlieren.

Länger als ich denken konnte, war es heiß und trocken gewesen. Ich wusste, dass meine Eltern sich Sorgen machten, obwohl sie nichts sagten. Wir hatten nicht viel Wasser, weil auch die Wasserlöcher im *tuug* immer mehr austrockneten. Schon ein paar Mal waren wir weitergezogen, um Wasser für die Tiere zu finden. In der Nacht war ein neu geborenes Kamelfohlen gestorben. Mein jüngerer Bruder, den wir Alter Mann nannten, weil seine Haare sehr früh weiß wurden, hatte es am Morgen gefunden. Alter Mann schien immer alles vor den anderen zu wissen, obwohl er noch so klein war. Mein Vater stubste das winzige Ding an, das nur aus Beinen und Hals bestand, und blickte zum wolkenlosen Himmel. Wenn es trocken war, sah er immer zum Himmel und betete zu

Allah um Regen. Wir konnten das Fleisch nicht essen – weil es für uns als Muslime unrein ist, ein Tier zu essen, das nicht auf die richtige Art geschlachtet wurde. Die Geier kreisten schon so niedrig, dass ihre langen Flügel Schatten warfen, wenn sie über unsere Köpfe flogen. Ich erinnere mich noch gut an das Geräusch des heißen Windes und das leise Murmeln meiner Mutter, die betete.

Meine Mutter versäumte ihre täglichen Gebete nie, ganz gleich, wie verzweifelt die Lage war. Wenn man krank ist, muss man nur dreimal am Tag beten statt fünfmal, und man muss sich auch nicht zu Boden werfen; aber meine Mutter betete unbeirrt immer fünfmal. Bevor Moslems beten, waschen sie sich, damit sie sauber und rein sind, wenn sie mit Gott sprechen. *Allah, möge diese Waschung meine Seele reinigen...* Wir hatten kaum genug Wasser, um am Leben zu bleiben oder die Tiere zu tränken, also gab es keines zum Waschen. Wenn Mama kein Wasser fand, wusch sie sich mit Sand. Fünfmal am Tag grub sie den Sand unter einem Busch aus, an einer Stelle, über die noch niemand gelaufen war. Sie wusch sich damit die Hände wie mit Wasser, rieb es sich durchs Gesicht und über die Füße. Dann rollte sie ihre gewebte Gebetsmatte nach Osten aus, in Richtung der heiligen Stadt Mekka, kniete nieder und betete. *Es gibt keinen Gott außer Allah, und Mohammed ist sein Prophet...* Da wir keine Uhr besaßen, teilten wir die Zeit durch die täglichen fünf Gebete ein.

Wenn meine Mutter mit ihrer religiösen Verrichtung fertig war, rollte sie ihre Matte wieder ein und legte sie in unsere runde Hütte. Sie baute sie selbst mit den langen Wurzeln des *galol*-Baums. Die biegsamen Wurzeln grub sie aus und bog sie zu einer Kuppel. Darüber kamen die Matten, die sie aus Gräsern wob. Meine Mutter war diejenige, die die ganze Arbeit in der Familie erledigte. Sie kochte das Essen, nährte die Säuglinge, baute das Haus, wob die Matten, auf denen wir schliefen, und fertigte Körbe und Holzlöf-fel an. Sie war die Köchin, die Baumeisterin, die Ärztin und meine



einzigste Lehrerin. Meine Mutter sagte nichts zu dem toten Kamelfohlen, sie fuhr einfach in ihrem Tagwerk fort. »Gott helfe uns, dass die Ziegen heute Morgen Milch geben«, sagte sie. Das tat sie jeden Tag, wenn wir die Ziegen und die Kamele molken. Meine Mutter konnte gut mit Tieren umgehen – sie blieben ganz ruhig stehen, wenn sie sie berührte. Ich musste immer den Kopf des Tieres zwischen meine Beine in mein Kleid stecken und mich über seinen Rücken beugen, damit es nicht austrat oder in den Eimer schiss, wenn ich versuchte, es zu melken. Aber alle Tiere liebten es, neben ihr zu stehen und ihre seidigen Zitzen von ihr berühren zu lassen. Mutter war immer zu Scherzen aufgelegt und sang bei der Arbeit.

Whitey hatte an diesem Morgen die meiste Milch gegeben, und Mutter teilte sie für uns auf. Sie blickte meinem Vater direkt in die Augen, was sie selten tat, und als sie ihm ihre Schüssel Milch reichte, hielt sie seine Hände einen Moment lang fest. Mein Papa war so stark, dass er unsere größte Ziege hochheben konnte. Er war ein Darod. Die Darod sind der größte und stärkste Stamm in ganz Somalia. Mit Spitznamen heißen die Darod *La'Bab*, Löwen. Er war größer als jeder andere Mann, den ich kannte, und seine Augen waren so scharf, dass er schon von weitem eine weibliche Gazelle von einer männlichen unterscheiden konnte. Ich ahnte, dass er gut aussah, denn die Frauen gaben sich immer große Mühe, seine Aufmerksamkeit zu gewinnen.

Der Fremde führte das Kamel in unser Lager. Leider konnte ich ja die Ziegen nicht allein lassen; aber ich wollte schrecklich gerne wissen, was mit dem Griesgram und seinem merkwürdigen Kamel los war. Plötzlich sah ich Alter Mann am anderen Ufer des *tuug* entlangschlendern. Er sammelte Holz.

»Komm her, *calli*«, rief ich ihm zu und winkte. Warum sammelte er wohl jetzt Brennholz?

»Was ist los?«, schrie ich.

»Mutter will ein größeres Feuer«, erklärte er. »Ein Vetter hat ein krankes Kamel gebracht, damit sie es wieder gesund macht.« Alter Mann hatte ein süßes Gesicht unter seinen verblüffenden weißen Haaren, und mit seinen runden, wehrauchfarbenen Augen sah er aus wie meine Mutter, die immer die Schönste in unserer Familie gewesen war. Allerdings durfte man das nie sagen; sobald man es aussprach, würde ihm etwas Schlimmes zustoßen.

»Alter Mann«, schrie ich. »Komm her, du darfst auf die Ziegen aufpassen! Ich muss zu Mama.« Mein Bruder zögerte, aber er wollte schon längst alt genug sein, um auf die Ziegen aufpassen zu können. Bevor Jungen die angesehenste Aufgabe übernehmen, die Kamele zu hüten, kümmern sie sich um die Ziegen und Schafe. Normalerweise ließ ich ihn nicht in ihre Nähe und behauptete, er würde ihnen Angst einjagen. Aber heute wollte ich unbedingt wissen, was los war, und riskierte es sogar, verprügelt zu werden – falls Alter Mann eine der Ziegen verlor.

Damit niemand merkte, dass ich die Ziegen im Stich gelassen hatte, schlich ich vorsichtig auf unsere Hütte zu. Es kümmerte sich jedoch keiner um ein weiteres mageres Kind, das herumlief. Ich roch den Rauch des Feuers und den Duft von Tee. Meine ältere Schwester schenkte ihn gerade in eins von unseren zwei Gläsern. Sie hielt die Kanne hoch und goss den Tee in einem langen, dünnen Strahl ein, damit der heiße, würzige Duft in die Luft stieg. Dann servierte sie das Getränk meinem Vater und dem Fremden. Sie sah ihnen dabei nicht ins Gesicht, sondern blickte wie eine richtige Frau zu Boden. Ich fragte mich, warum nicht Mama den beiden Männern den Tee servierte.

Das trächtige Kamel stand neben unserer Hütte und begann schon wieder zu zucken und zu zittern. Es hatte einen richtigen Anfall! Meine Mutter hockte daneben in dem langen Nachmittagschatten, den unsere Hütte warf, und beobachtete es. Sie verfolgte jede Bewegung so aufmerksam, als wolle sie das Kamel kaufen. Sein

Fell war hellbraun, wie eine Löwenmähne, und es hatte einen ganz dicken Bauch. Das Fell wies Risse auf, und die Knie waren blutig vom Hinfallen. Der Anblick schien Mama zu erschrecken, aber sie hatte keine Angst. Leise schlich ich mich hinter sie. Ich wollte auch eine Heilerin werden und genau wissen, was sie tat.

Meine Mutter blickte zu den Männern hinüber, die Tee tranken. Der Fremde stellte sich als entfernter Vetter meines Vaters heraus. Er war nicht so groß wie mein Vater, hatte einen seltsam geformten Kopf und einen langen Hals wie ein Strauß. Sie beobachtete ihn, wie er seinen Tee trank und mit meinem Vater über irgendeine politische Partei und die Kämpfe im äthiopischen Ogaden redete, um ihn als Mensch einzuschätzen. Dann betrachtete Mutter das getrocknete Kamelblut und die Haare am Ende seines Stocks. Sie stand auf und trat langsam zu dem Kamel, wobei sie beruhigende Laute von sich gab. »*Allah bah wain*, Gott ist groß«, murmelte sie. Sie legte ihre Hand an die Backe des Kamels und fuhr ganz zart mit den Fingerspitzen über den langen Hals und die Schulter bis zum Bauch. Das Kamel wich nicht zurück, aber es zuckte die ganze Zeit. Mama tastete den Bauch ab, um das neue Leben zu spüren. Die Stute war so dünn, dass trotz der Trächtigkeit ihre Rippen hervorstanden. Jetzt legte Mama ihr Ohr an den Bauch, um dem Herzschlag des Fohlens zu lauschen. Dann trat sie langsam zurück und zerrieb etwas von dem Schaum, der aus den schwarzen Lippen des Tieres troff, zwischen den Fingern. Sie öffnete das Maul des Kamels und sah sich die dicke Zunge und die Zähne an. Als das Tier pisste, nahm sie ein wenig von dem nassen Sand und roch daran. Anschließend wartete sie auf den richtigen Zeitpunkt, weil sie die Sonne beobachtete, die langsam hinter den fernen Hügeln versank. Sie kannte den Lauf der Sterne und wusste, wann die *gu*-Regen in die *hagaa* oder Trockenzeit übergingen. Immer wusste sie, wann etwas getan werden musste und wann es besser war, zu warten.